

Hüttenwerk

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N. 5. 1892.

Schwer gebüßt.

Novelle von **A. Oskar Klausmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

5.

Die Hubertushütte lag mitten im Walde an einem Teiche mit Zu- und Abfluß, dessen Wasser die großen unterschlächtigen Räder trieb, welche wiederum den Gang der großen Gebläsemaschinen bewirkten.

Schon wenn man durch den dichten Tannenforst auf ziemlich ungebahntem, von den Hüttenföhren ausgefahrenem Wege sich dem Werke näherte, hörte man jenes eigenthümliche Säusen und Tönen in der Luft, welches durch die Arbeit der Gebläsemaschinen hervorgerufen wird, die ununterbrochen mit ihrem Athem die Gluth in den Hochöfen ansachen, um das Eisenerz zum Schmelzen zu bringen. Neben einander standen die fünf kegelförmigen Hochöfen, und daneben, hervorragend aus dem Dache eines weiten, hallenartigen Baues, die Kupolöfen, in denen das Eisen nochmals durch Schmelzen gereinigt wird, bevor man es in Barren gießt, oder bevor es zum Guß der verschiedenartigsten Gegenstände verwendet wird.

In dieser Halle, die durch große Fenster erleuchtet war, befand sich auch die Formerei. Auf dem Boden der Halle stehen die großen eisernen Kästen, welche mit präparirtem Sand und Thon gefüllt sind und in welchen die Abdrücke der Modelle erzeugt werden, nach denen später der Guß erfolgen soll. Diese Modelle sind aus Holz hergestellt und werden in ihrer Längsrichtung durchschnitten, so daß ein oberer und ein unterer Theil entsteht, von denen jeder in einem der Sandkästen sauber abgedrückt und ausgeformt wird. Mit Glätt- und Schabeisen, mit Pinsel, Pincetten und Streicheisen müssen die feinsten Theile der Sandmasse

ausgeformt werden, damit das Eisen genau die Form bekommt, wie das Modell sie vorschreibt. Dann werden zwei solcher Kästen übereinander gelegt und eine Oeffnung für das Eingießen des Eisens gelassen, welches dann in die beiden aufeinander passenden Hälften einfließt und zu einem Stück erstarrt.

Diese Arbeit des Formens ist schwieriger, als man glaubt. Sie erfordert eine Menge praktischer Handgriffe, sie erfordert Geduld und eine leichte Hand, und als Emil v. Minden unter dem Namen Emil Martens seine Arbeit hier begann, sah er bald, daß er seine ganze

Aufmerksamkeit auf die so einfache Sache verwenden mußte, wenn er irgend etwas erreichen wollte.

Martens, sein angeblicher Onkel, hatte ihn dem Ingenieur Lohmann vorgestellt, einem Manne, der nur wenig jünger wie Martens war, und an dem Emil ein sehr unstäter Blick auffiel, der zusammen mit einem verwilderten schwarzen Bart dem Chef des Hüttenwerkes ein eigenthümlich unangenehmes Aussehen gab. Und doch schien diese Außenseite zu trügen, denn der Ingenieur war nicht nur gegen Martens, sondern auch gegen dessen angeblichen

Neffen auffallend liebenswürdig. Er führte diesen selbst nach seiner Arbeitsstätte und übergab ihn dem wenigstens ein mangelhaftes Deutsch sprechenden Formermeister zur speziellen Berücksichtigung und Aufsicht.

Allerdings war es Emil erschienen, als ob ihn der Ingenieur ganz auffallend bei der ersten Begegnung musterte und beobachtete, und ein Gefühl der Beängstigung war dadurch in Emil entstanden; fürchtete er doch, hier von irgend Jemand erkannt zu werden, trotzdem dazu wenig Aussicht vorhanden war.

So hatte Emil nun unter seinen polnisch sprechenden Arbeitsgenossen am Boden und versuchte mit ungeschickter Hand die einfachen Modelle in dem Sande abzuformen, die man ihm übergeben hatte. Wie bereits gesagt, mußte er alle seine Aufmerksamkeit aufwenden, um seine Arbeit sorgfältig herzustellen und um etwas zu lernen. Seine Gedanken wurden deshalb abgelenkt, und die Arbeitszeit verstrich ihm wie im Fluge.

Freilich, manchmal ruhte das Glätteisen in seiner Hand, und er blickte über den Formkasten hinweg in den Sand mit zusammengepreßten Lippen und wild klopfendem Herzen, wenn er der Schuld gedachte, die er auf sich ge-



Friedrich Specht. (S. 35)

laden hatte. Aber gab es denn für ihn eine Möglichkeit, etwas zu thun, wodurch die Folgen seines leichtsinnigen Schrittes gemildert wurden?

Wenn er hinging und sich selbst als den Dieb anzeigte, wenn er sich selbst den Richtern stellte und sich in's Gefängniß sperren ließ, so waren doch die Folgen seiner Schuld noch lange nicht aufgehoben. Wenn er in der Verborgenheit blieb, so starb wenigstens seine Mutter nicht an der Schande, daß sie den letzten Sprossen ihrer Familie als einen gemeinen Dieb im Gefängniß sitzen sehen mußte. Wenn er sich verborgen hielt, so blieb nicht nur seiner Familie vielleicht die Schande erspart, sondern der Mutter, Schwester und dem Schwager ersparte er auch alle die widerwärtigen Scenen, die seine Rückkunft unvermeidlich hervorrufen mußte.

Er war jetzt geneigt, anzunehmen, daß man sein Vergehen seinem Schwager nicht mit aller Grausamkeit zur Last legen würde. Man würde ihn vielleicht zum Schadenersatz zwingen, und oft dachte Emil daran, wie werthvoll es jetzt für den Schwager wäre, zu wissen, daß mit jenem Briefe ein Betrug verübt worden sei, daß derselbe kein Geld, sondern nur werthlose Papier schnitzel enthalten habe. Er dachte daran, einen Brief an seinen Schwager zu schreiben, aber er erschrak vor sich selbst bei dem Gedanken, daß er die Feder in die Hand nehmen sollte, um ein Bekenntniß seiner Schuld zu machen, durch welches vielleicht nicht nur die Verwandten, sondern auch das Gericht auf seine Spur gelockt würde.

O, wenn es sich nur darum handelte, den Schaden zu vergüten, so schien es Emil möglich, daß er durch rastlose Arbeit und Sparsamkeit, wenn er seine Lebensbedürfnisse auf das Geringste einschränkte, in einigen Jahrzehnten so viel erübrigen konnte, um den Schaden zu ersetzen. Jetzt, wo er zum ersten Male in seinem Leben das beseligende Gefühl kannte, von ehrlicher Arbeit ermüdet und doch beglückt durch das Bewußtsein erfüllter Pflicht zu sein, jetzt kam es ihm vor, als besäße er hundert Menschenkräfte, als könne er seine Kraft vervielfältigen und wenigstens den materiellen Verlust ersetzen, den er seinem Schwager zugefügt. Und war das nicht die rechte Buße, wenn er ein Leben voll schwerer Arbeit, voll Entbehrungen auf sich nahm, um wieder gut zu machen, was er verschuldet?

Es schien ihm jetzt leicht, zu verzichten auf Alles, was das Leben bietet, auf Freude und Glück, wenn er dadurch nur den Frieden seiner Seele, die Ruhe seines Gewissens wieder erkaufen konnte. Schon der Gedanke daran, daß es einen Zeitpunkt geben könne, in dem sein Gewissen wieder ruhig würde, konnte ihn beglücken. Aber wie fern lag noch diese Zeit, wie schreckte er zusammen, wenn das ruhende Glätteisen aus seiner Hand fiel, und er daran erinnert wurde, wo er sich befände, und daß er erst im Anfange der Buße stünde, die er sich selbst auflegen wollte.

Mit einem Stück Brod begnügte sich Emil während des ganzen Tages, und zusammen mit den Arbeitsgenossen verwendete er die Mittagsstunde, um, erschöpft von der Arbeit, im Sande zu ruhen, trotzdem die Gebläsemaschinen in unmittelbarer Nähe wie ein Orkan heulten.

Wenn aber Abends nach sechs Uhr die Arbeit vollendet war, konnte er seine Kleidung in Stand setzen, sich des Arbeitsstaubes entledigen und dann den Weg einschlagen nach dem einsamen Hause im Walde, dessen Gast er noch immer war, und das ihm jetzt vorkam wie die Insel der Seligen, um welche herum die Wogen des erregten Meeres brausen. Ein Gefühl der Freude und des Glücks

entstand in ihm und wuchs beständig mit jedem seiner Schritte, je mehr er sich diesem Häuschen näherte.

Jetzt kam für ihn nicht nur der Abend mit seiner Ruhe und Erholung von der schweren Arbeit, jetzt kam auch der Zeitpunkt des Tages, wo er mit der Arbeit zusammen wenigstens auf Stunden die Sorge von sich werfen konnte, um seinen gequälten Geist aufzurichten und sich zu erheitern.

Jetzt kam der Abend, während dessen er bei der knisternden Lampe zusammen mit Martens und Bertha saß, plaudernd, lesend oder mit den eigenen Gedanken beschäftigt, Bertha nie müßig, sondern immer mit einer Handarbeit, oder mit ihrer klangvollen Stimme aus ihrer kleinen Bibliothek vorlesend, die Meisterwerke der Literatur, welche Emil noch nie so andachtsstimmend, so ergreifend vorgekommen waren, als wenn Bertha dieselben vorlas.

Welche Behaglichkeit herrschte in diesem Raum, welcher ein Friede und welches Glück schien Wache zu halten an der Schwelle dieses Zimmers, und alle diese Behaglichkeit, all' dieses Glück, all' diese Freude ging aus von den leuchtenden Augen Bertha's.

Erst wer das Weib in seiner Häuslichkeit bewundern gelernt hat, wird dasselbe in Wirklichkeit zu schätzen verstehen, erst wer den Zauber empfunden hat, den die weibliche Hand den geringsten Kleinigkeiten verleiht, welchen des Weibes Geschick und Geschmaack selbst den kleinsten Dingen zu geben vermögen, wird es wissen, was die Frau in der Häuslichkeit bedeutet. Erst da zeigt sie sich in ihrer ganzen Größe, und zwar nicht etwa nur als Köchin und Wirthschafterin, sondern durch den unbeschreiblichen Zauber ihres holden Wesens, ihrer Freundlichkeit und Herzengüte.

Ja, die Gegenwart des Weibes, das mit seinem freundlichen Lächeln die schönste Zierde einer Tafel ist, verleiht dem einfachsten Gerichte den Wohlgeschmaack der Götterspeise.

Vielleicht begriffen weder Martens noch Emil, daß in Wirklichkeit all' dieser Zauber, den sie, nach der Arbeit ruhend, empfanden, ausging von Bertha, ausging von dem Herzen des Mädchens, das seinem Vater mit unendlicher Liebe begegnete und dem fremden Gast mit jener herzlichen Offenheit, die sie ihm als dem Freunde des Hauses und einem Unglücklichen, wie ihn ihr Vater bezeichnet hatte, schuldig zu sein glaubte.

Wenn jetzt Emil durch den dunklen, rauschenden Wald dem Häuschen zustrebte, wo er ein Heim gefunden, dann tönte es ihm selbst durch des Sturmes Brausen wie Musik, dann fühlte er, wie sein Herz schneller klopfte, weil er den Augenblick nicht erwarten konnte, wo die Heimlichkeit und Anmuth des kleinen Zimmers ihn umfing, in dem er zusammen mit Martens und dessen Tochter das einfache Mahl einnahm.

Wie er sich sehnte nach dem Lächeln der ernstesten Freude, mit welchem Bertha ihn begrüßte, nach dem Kopfnicken und dem Druck ihrer Hand, mit dem sie ihn willkommen hieß, nachdem sie erst vertraulicher mit einander geworden waren! Wie er jetzt den Blick des alten Martens aushalten konnte, wenn dieser ihm die Hand drückte und ihm sagte: „Nun, wieder fleißig gewesen?“ Wie er erröthen konnte vor Glück und Freude, wenn der Alte hinzusetzte: „Ich höre, Ihr seid nicht nur der fleißigste Arbeiter, sondern Ihr fangt sogar an, der geschickteste zu werden, und selbst der unzufriedene Lohmann lobt Euch!“

Fühlte Emil nicht in seinem Innern, wie sich wieder etwas zu regen begann; was ihn aufrichtete und was ihm aufhalf, etwas wie Selbstachtung und Selbstbewußtsein, das doch fern war von aller Selbstsucht, unter der er einst gelitten.

Ja, er war der fleißigste und allmählig auch der geschickteste von allen Arbeitern geworden, und bei seiner Sparsamkeit erübrigte er schon nach den ersten Monaten eine Summe, die, wenn auch klein, von ihm als erste Abzahlung des angerichteten Schadens an den Schwager geschickt werden sollte. Lange kämpfte er mit sich selbst, bis er einen einfachen Brief schrieb, in dem nichts stand, als die Worte:

„Der reuige Schuldner will gut zu machen suchen, was gut zu machen ist, und sendet hier zum ersten Male einen Theil des Schadenersatzes.“

Dann erbat er sich Urlaub von Lohmann und auch von Martens und wanderte einen ganzen Tag, bis er in ein kleines Landstädtchen kam und dort den Brief an seinen Schwager auf die Post gab. Dieser Weg durch den tiefen Schnee auf ungebahnten Wegen, mitten im Winter, kostete ihm fast das Leben, und doch, welcher einen Trost gewährte ihm das Bewußtsein, daß er jetzt den ersten Schritt gethan habe, um seine Schuld gegen seinen Schwager und seine Schwester allmählig abzutragen. Niemand konnte ja mehr von ihm die Schande nehmen, die er in einer einzigen schwachen Minute auf sich geladen, aber den Schaden konnte er wieder gut machen, den er den Menschen angethan, welchen er so viel verdankte!

Als er den Weg durch Nacht und Schneegestöber wieder zurückgelegt hatte, als er die Hausthür öffnete, rief ihn Martens an und führte ihn nach dem Zimmer, wo auch die Tochter seiner noch wartete, und wo ein erwärmendes Getränk bereit stand, den Wanderer zu erquicken. Welche Freude leuchtete aus den Augen Bertha's und ihres Vaters, als sie den Gast begrüßten und willkommen hießen, und inniger war wohl der Händedruck, den er von Beiden empfing, inniger auch der Druck seiner Hand und der Blick seiner Augen, mit denen er den Beiden dankte. Wie zitterte sein Herz, und doch, wie freute er sich, als Bertha zu ihm sagte, daß sie sich gebangt hätte um ihn in dem fürchterlichen Winterwetter, und wie begann sein Herz wild zu schlagen, als er sie erröthen sah und bemerkte, wie sie besangen war, als habe sie zu viel gesagt, als habe sein Blick sie an etwas erinnert, was sie bisher noch nicht gewußt.

Als Martens Emil hinaufbegleitete, warf sich dieser, überwältigt von Gefühlen, an die Brust des alten Mannes und sagte: „Ich habe heute den ersten Schritt gethan, um einen geringen Theil von dem gut zu machen, was ich einst verschuldete, und daß ich ihn thun konnte, verdanke ich Ihnen, meinem Retter, meinem Vater.“

Sein Schluchzen ließ ihn nicht weiter sprechen; er fühlte nur, wie ihn Martens an seine Brust drückte, so innig, als umarme er seinen Sohn. Dann verließ der alte Mann erschüttert das Zimmer und merkte es, als er zu seiner Tochter herunter kam, nicht, daß diese noch traumverloren am Tische saß, wie sie gefessen, als der Gast von ihr ging, daß in ihren Augen Thränen glänzten, und daß ihre Hände zitterten, als sie ihre Arbeit zusammennahm und dem Vater „Gute Nacht“ sagte, um nach ihrer Kammer zu gehen.

Warum fand sie in dieser Nacht keine Ruhe? Warum stießen ihre Thränen so reichlich? Warum floh der Schlaf ihre Augen? Warum war sie so unendlich glücklich und doch voll banger Furcht?

Zum zweiten Male in ihrem Leben war es wie eine Erleuchtung über sie gekommen, durch den Blick aus denselben Augen, die dereinst in ihrem Herzen das Bewußtsein ihrer Liebe zum Vater geweckt hatten, einen Blick, der ihr blitzartig das Ahnen ihrer Liebe zu

dem Manne gebracht hatte, mit dem sie jetzt seit Monaten zusammen lebte.

Klar und zweckbewußt, wie sie in ihrem Leben es stets zu sein versucht hatte, dachte sie auch an die Folgen dieser ihrer Liebe. Sie fühlte, daß sie von jetzt ab nicht mehr mit gleicher Sicherheit und Vertraulichkeit Emil würde entgegentreten können, denn wenn sie auch stolz war auf ihre Liebe zu diesem Mann, weil sie glaubte, keinen Würdigeren zu finden, als ihn, so empörte sich doch ihre jungfräuliche Scham dagegen, daß sie ihm eine Neigung zeigen sollte, die er vielleicht nicht erwiederte.

Ja, vielleicht war sie ihm gleichgiltig; seine Freundlichkeit war ja bisher mit so viel Zurückhaltung gepaart gewesen. Dieser Gedanke hatte etwas Schmerzliches, etwas unendlich Betrübendes für Bertha, und doch sagte sie sich, daß ihr Keiner das Glück nehmen könne, das sie empfinde, wenn sie ferner mit ihm zusammen lebte, daß Niemand ihr den wohnigen Schmerz rauben könne, den ihr liebeahnendes Herz jetzt empfand, daß, wenn sie auch schwieg, und niemals Emil ihr mit Liebe entgegentrat, sie Niemand hindern könne, ihn so zu lieben, wie er es verdiente.

Der Winter verging, und der Frühling kam wieder in's Land, aber dieser Winter war die herrlichste Zeit gewesen, die je zwei Menschenherzen mit einander verlebte. Wie in einem schönen Traume empfanden Emil und Bertha das Glück, welches die Liebe denen bereitet, deren Herz sie zum ersten Male wahrhaft getroffen hat, jenes Glück, das sich aus tausend Kleinigkeiten zusammensetzt, welches die Gefühle der reinsten Seligkeit erzeugt, wenn nur ein Blick, ein Händedruck ausgetauscht wird, wenn es nur Momente des Alleinseins gibt, in denen kein Wort gesprochen wird, und in denen doch sich die Herzen verstehen und in zitterndem Schweigen neben einander schlagen, ohne daß ein Geständniß, ja auch nur die Andeutung eines solchen erfolgt.

Niemals hätte Emil gewagt, die Gefühle seines Herzens zu gestehen, die er selbst nur zu genau kannte. Aber die Entdeckung seiner Liebe war ihm anders gekommen, als Bertha. Er hatte erst an ihrem veränderten Betragen gemerkt, daß sie eine Sünde ihm gegenüber empfinde, seitdem sein Blick sie das erste Mal erröthen gemacht. Erst in jener Stunde kam er zum Nachdenken, und das Resultat desselben war, daß er der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Welt sein könnte, wenn nicht seine Vergangenheit zwischen ihm und der Liebe des edelsten, besten Mädchens stände und ihn zwänge, der unglücklichste, elendeste Mann zu sein.

Ja, seine Liebe war ein Frevel gegen das reine, unschuldige Geschöpf, das ihn für einen ehrlichen Mann hielt, sie war ein Frevel, eine Undankbarkeit gegen den Mann, der ihm gastlich sein Haus geöffnet, der ihn vom Tode und von der Verzweiflung gerettet hatte. Noch war das Wort des Geständnisses nicht gefallen, aber konnte es nicht einen Zufall geben, der dieses Wort fallen machte? Und war es nicht schon ein Unrecht, daß Emil nicht schon an dem Tage das Haus verlassen hatte, flüchtend vor sich selbst und seiner Leidenschaft, an dem er erkannte, daß er Bertha nicht gleichgiltig sei? Wie konnte er dulden, daß dieses reine, unschuldsvolle Herz ihn liebe, ihn, den Entehrten, den schurkischen Undankbaren, der alle die Menschen unglücklich machte, die ihm Gutes erwiesen?

Die Ruhe, die in Emil's Herz eingezogen war, sie schwand dahin, je mehr die Tage kamen und gingen und je mehr er seinen Widerstand gegen sein eigenes Herz und gegen die

Liebe, die aus Bertha's Augen ihm entgegenleuchtete, ermatten fühlte. Selbst die Arbeit, die ihm für eine Zeit lang eine Erlöserin geworden war von seiner Pein und Qual, vermochte nicht mehr, ihn zu trösten und zu beruhigen.

Noch einen letzten Anlauf nahm seine Kraft, und er faßte einen Entschluß, der ausgeführt werden sollte um jeden Preis: den Entschluß zu fliehen, und die Gelegenheit dazu bot sich ihm in allernächster Zeit. Wiederholt hatte er den Weg nach entfernten kleinen Orten angetreten, um Geldsendungen an seinen Schwager aufzugeben, weil er es nicht wagte, von demselben Orte aus seine Briefe zu schicken, damit man nicht seinen Aufenthaltsort entdeckte. Durch seine Sparsamkeit, die ihm um so mehr erleichtert wurde, als Martens nur mit Widerstreben von ihm einen kleinen Entgelt für die Wohnung und Kost annahm, war es ihm möglich geworden, wiederum eine Summe zurückzulegen, die er jetzt absenden wollte. Er wußte es, von dieser Fahrt durfte er nicht wieder zurückkehren. Mit lächelnden Lippen, mit erheuchelter Ruhe mußte er den Ort verlassen, an dem er wie in einem Himmel bisher gelebt hatte, mußte er den Mann verlassen, dem er so viel verdankte, und den er wie einen Vater verehrte, mußte er Bertha verlassen, die er liebte und anbetete. Er mußte fort, um nimmer wiederzukehren, und vielleicht nach Wochen durfte er erst brieflich seinen Wohlthäter und den Engel, den er liebte, aufklären darüber, weshalb er fliehen mußte, dieses entsetzliche, beschämende, schmachvolle Geständniß der Geliebten machen, daß er ihrer unwürdig sei, daß er sie fliehen müsse, weil sie ihre Liebe an einen Glenden verschent.

Dieser Tag der heimlichen Flucht stand nahe bevor, und doch dachte Emil an ihn nur mit Zittern und Zagen. Wiederum sollte er hinausgestoßen werden in ein Leben voll Verzweiflung und Seelenqual, wieder den Wanderstab ergreifen, um, verfolgt von den Dämonen der Reue und Pein, seinen Leidensweg fortzusetzen.

6.

Der Ingenieur Loßmann schritt in seinem Bureau unruhig auf und ab und schien Jemand zu erwarten; wenigstens richteten sich seine unstillen Augen hin und wieder nach der Thür, und ungeduldig trat er an das Fenster, um hinauszusehen. Loßmann war ungefähr fünfundsiebzig Jahre alt. Sein langer, schwarzer Bart und sein spärliches, schwarzes Haupthaar fingen bereits an zu ergrauen; sein Gesicht zeigte zahlreiche Runzeln und insbesondere seine Stirn jene langen und tiefen Quersalten, welche auf andauernden Kummer schließen lassen. Selbst der Gang dieses Mannes war schleppend, und viel elastischer und freischer sah noch Martens aus, der nach einiger Zeit eintrat und an der Thür stehen blieb mit den Worten: „Sie wollten mich sprechen.“

„Ja, lieber Martens,“ entgegnete Loßmann. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Ich wollte mit Ihnen sprechen, und zwar in einer, wie ich hoffe, angenehmen Angelegenheit. Es betrifft Ihre Familie.“

Martens' Gesicht verfinsterte sich, und er entgegnete: „Wenn es sich um meine Tochter handelt, so erkläre ich Ihnen im Voraus, daß ich mich auf eine Unterredung nicht einlassen werde. Ich denke nicht daran, das Mädchen zu zwingen.“

„Sie irren sich,“ entgegnete Loßmann, wie es schien, keineswegs verlegt durch die Art und Weise, wie Martens mit ihm redete; „ich beabsichtige nicht, von Ihrer Tochter mit Ihnen zu sprechen. Die Sache ist für mich abgethan, nachdem Bertha mich zurückgewiesen hat. Ich kann Ihnen nur sagen, daß Ihre

Tochter Unrecht gethan hat, denn mein Antrag war ernst gemeint, und ich gedachte durch denselben Bertha einen Gefallen zu erweisen, ebenso wie auch Ihnen. Ihnen nützlich zu sein, war stets mein Wille, denn Sie wissen, das Schicksal hat es gewollt, daß ich Ihnen Schaden bringen mußte, wenn ich auch nicht dafür konnte. Wozu das Schicksal mich gezwungen hat, das konnte ich nicht verhindern, aber ich kann jetzt wieder gut machen, was ich indirekt gegen Sie verschuldete, als ich vor Gericht jene Aussage gegen Sie machen mußte.“

Loßmann brachte diese Worte nur stockend hervor und sah vor sich nieder, ohne daß er es wagte, Martens anzublicken. Und doch fühlte er, wie die Augen dieses Mannes so forschend und fragend, so drohend auf ihn gerichtet waren, daß er es nicht wagen durfte, diesem Blick zu begegnen.

„Ich habe alles Mögliche für Sie gethan, lieber Martens, und Sie wissen auch, daß ich noch mehr für Sie thun werde. Sie wissen, ich rühme mich dessen nicht,“ stammelte Loßmann verwirrt, „aber glauben Sie nur, Ihr Unglück ist mir damals näher gegangen, als alle Leute vermutheten. Ich habe Sie heute rufen lassen, um Ihnen etwas wegen Ihres Verwandten, des Emil Martens, zu sagen, der bisher als Former bei uns beschäftigt ist.“

„Was gibt es mit ihm?“ fragte Martens. „Hat er etwas gethan, was er nicht thun sollte?“

„Nein!“ entgegnete Loßmann. „Es ist im Gegentheil etwas Angenehmes. Ich habe gehört, und zwar von dem Formermeister, daß ihm nebenbei Ihr Verwandter die Listen führt, und daß er überhaupt mit der Feder umzugehen versteht und etwas gelernt hat. Ich wollte Sie daher einmal fragen, ob es denn nicht für den jungen Mann besser wäre, wenn er eine Zeit lang im Bureau beschäftigt würde und wenn er, mit einem Wort, mehr als Volontär, wie als Arbeiter thätig wäre. Ich glaube, es könnte ein tüchtiger Beamter aus ihm werden, und ich würde nicht anstehen, wenn er einschlägt, schon um Ihre Willen ihn als meinen Nachfolger zu empfehlen. Ich fühle mich kaum kräftig genug, um dieses Hüttenwerk noch mehrere Jahre zu leiten.“

Martens hielt seine Augen unverwandt auf Loßmann gerichtet, während dieser sprach, und dieser erröthete und erblickte unter diesem Blick, dem er nur ein einziges Mal zu begegnen versucht hatte, um zusammenzuckend sich abzuwenden und vor sich hinzustieren.

Eine Pause trat ein, während welcher man die Athemzüge der beiden Männer hörte. Endlich erhob sich Loßmann, und ohne Martens anzublicken, sagte er: „Ich hoffe, Sie sind mit meinem Vorschlage einverstanden und unterbreiten ihn Ihrem Verwandten. Ich muß jetzt nach dem Hüttenwerk, um einen wichtigen Guß zu beaufsichtigen. Wir gießen nämlich,“ setzte er hastig und wie es schien froh, eine Ablenkung gefunden zu haben, hinzu, „heute eines der größten und schwersten Stücke, die unser Werk jemals geliefert hat, einen Dampfcylinder von hundert Centner Gewicht.“

Martens murmelte einige Worte der Verabschiedung und verließ dann das Zimmer, ohne eigentlich auf den Vorschlag Loßmann's geantwortet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Specht.

(Mit Porträt auf Seite 33.)

Der namhafte Thiermaler und Zeichner Friedrich Specht in Stuttgart, dessen Porträt wir auf S. 33 bringen, ist am 6. Mai 1839 in Lauffen am Neckar geboren. 1853 kam er nach Stuttgart, wurde als Lehrling in die artistische Anstalt von Baiisch

aufgenommen und besuchte seit 1862 die königliche Kunstschule. Im Malen, Zeichnen und den verschiedenen Zweigen illustrativer Thätigkeit waren Direktor V. v. Meher, Professor Ruffige und H. Funt die Lehrer des jungen Künstlers, der mit rastlosem Eifer an seiner allgemeinen Ausbildung und Vervollkommnung arbeitete, wobei jedoch immer mehr seine besondere Begabung für das Thierfach hervortrat, so daß er sich, nachdem er selbstständig geworden war, ausschließlich diesem Zweige zuwandte, in dem er seither so Schönes geleistet hat. Von Specht's Delgemälden seien seine zahlreichen Darstellungen jagdbarer Thiere, von Jagdhunden, seine Parkbilder mit Hirschen u. s. w. genannt. Auch plastische Arbeiten dieses Genre's hat er geliefert, am bekanntesten aber ist der Künstler ohne Zweifel durch seine in Holzschnitt vervielfaltigten Thierbilder für mehrere größere Werke („Diana“, „Die Säugethiere in Wort und Bild“ u. s. w.) wie für zahlreiche Zeitschriften geworden.

Die Trajansbrücke zu Schemtu in Tunis.

(Mit Abbildung.)

In dem ehemaligen türkischen Vasallenstaate Tunis, der seit 1881 unter französischer Oberherrschaft steht, erinnern noch zahlreiche wichtige Ruinen an die Zeiten, wo das Land unter der Herrschaft der Karthager, wie später unter derjenigen der Römer, eines der reichsten und blühendsten der Erde war. Zu den bemerkenswerthesten Ueberresten dieser Art gehören die gewaltigen Pfeilertrümmer der prächtigen Trajansbrücke zu Schemtu (einst Simittu Colonia geheißt), welche wir untenstehend dem Leser vor Augen führen. Dieselbe war eine imposante Bogenbrücke, die unter dem guten Kaiser, dessen Namen sie trägt, einst über den größten Strom des Landes, den Wadi Medscherda, führte, aber wie alles Andere der Zerstörungswuth der Vandalen und Türken, wie dem Zahne der Zeit zum Opfer gefallen ist. Noch die Trümmer aber lassen uns zur Genüge die ehemalige Großartigkeit dieses antiken Brückenbaues erkennen.

Nach der Demaskirung.

(Mit Bild auf Seite 37.)

Wenn der lustige Prinz Karneval das Regiment führt, beginnt wieder die Zeit der Maskenbälle. Schon mancher Besucher derselben ist gründlich enttäuscht worden, wenn bei der herkömmlicher Weise um Mitternacht stattfindenden Demaskirung die Tänzerin, für die er seit ein paar Stunden geschwärmt und deren Züge sich seine Phantasie äußerst anziehend ausgemalt hatte, nun plötzlich ein verblühtes oder ausdrucksloses, gewöhnliches Gesicht gewahren läßt. Das ist jedoch nicht der Fall bei der holden Schönen im Kostüm einer Japanerin, die uns Ferd. Wagner auf seinem Gemälde „Nach der Demaskirung“ (siehe den Holzschnitt S. 37) vorführt. Die fremdländische Tracht und Frisur kleidet sie ganz vortrefflich, obwohl das schöne Oval ihres Gesichts mit den großen senkrechten Augen dem Typus der schlitzäugigen Töchter des ostasiatischen Inselreiches gewiß sehr fernsteht.



Die Trajansbrücke zu Schemtu in Tunis.

Getrennt und gefunden.

Novellette

von

Ernst Otto Hopp.

(Nachdruck verboten.)

Waldemar Forth war ein junger deutscher Lehrer und seit einigen Wochen in der großen Hudsonstadt New-York ansässig. Ein alter Freund seines Vaters, ein deutscher Pastor, an den er dringende Empfehlungen hatte, nahm sich des braunäugigen, schlanken und gewandten jungen Mannes an und führte ihn in mehrere Familien ein, in denen Privatstunden für die Kinder verlangt wurden. Da er tüchtige Kenntnisse besaß und liebenswürdige Manieren hatte, gelang es ihm bald, lohnende Beschäftigung zu finden. Nur auf der ersten Stufe der Leiter zum Importkommen bedurfte er einer leitenden und führenden Hand; die anderen Sprossen vermochte er bald selber zu ersteigen, denn der fleißige, gewissenhafte und geschickte Mensch gefiel überall. Da die

Empfehlung eines Predigers in Amerika von großem Gewicht ist, fand er auch in amerikanischen Familien Eingang, in denen es jetzt Modesache geworden ist, ein bißchen Deutsch zu lernen.

Der Bankier Marvin hatte seine Frau vor Jahren bereits verloren. Seine beiden Töchter Maggie und Lizzie waren neunzehn und siebenzehn Jahre alt und hatten eben erst die Schule verlassen, in der sie die letzten Jahre hindurch in Musik und Malerei unterrichtet worden waren. Die Familie beabsichtigte, späterhin einmal ein Jahr in Deutschland zu verleben, und die älteste, Maggie, die energisch und strebsam war, beschloß zu dem Zwecke Deutsch zu erlernen. Ein Kaufmann, mit dem ihr Vater in Verbindung stand, empfahl ihr Herrn Forth, der in der Nähe wohnte, als Lehrer.

So kam der junge Deutsche in das Haus des reichen Amerikaners, in dem ihm eine neue Welt aufging; denn von dem ersten Augenblick an, da er in die lichten süßen Augen seiner

Schülerin geblickt, hatte er sein Herz an sie verloren — die oder keine mußte es sein auf Erden.

In manchen Augenblicken, da er ruhiger und nüchterner Ueberlegung Raum gab, hatte er das Hoffnungslose seiner Leidenschaft wohl eingesehen. Aber je weniger Aussicht er vor sich sah, desto glühender wurde seine Sehnsucht. Und war denn nicht auch Maggie Schuld daran, daß es so gekommen war? Hatte sie nicht das schüchterne Pflänzchen seiner aufkeimenden Neigung mit sorglicher Hand gepflegt und ihm immer von Zeit zu Zeit neue Nahrung gegeben?

Hatte er nicht in der alten Heimath öfters von jungen Deutschen in Romanen gelesen, die in Amerika reiche Erbinnen heimführten? Hatte sie sich nicht über ihn gebeugt, als sie den großen Bilderatlas zusammen befaßen, und mit dem Hauch ihres Mundes seine Wange gestreift? Hatte sie nicht beim Abschiednehmen eines Tages ihre Hand in der seinen gelassen,



Nach der Demaskirung. Nach einem Gemälde von Ferd. Wagner. (S. 36)

minutenlang, und seinen warmen Druck nicht minder warm erwiedert? Ihre Augen hatten oft, o so oft, so warm und verheißungsvoll die stumme Frage der seinigen erwiedert. Wahrlich, er war vielleicht ein Thor, dem nur der Muth fehlte, wie dem Parcival, der vor der Gralsburg stand und das höchste Heil nicht erwarb, weil er nicht frug, da die rechte Stunde gekommen war . . .

Winter und Frühling waren vergangen, und die heiße Jahreszeit nahte, in der er seine Stunden abbrechen mußte; denn die Marvins verreisten wie alle anderen reichen Leute, und es war doch sehr ungewiß, ob die beiden jungen Damen im nächsten Herbst noch einmal deutschen Unterricht nahmen. Waldemar Forth schrieb an Fräulein Maggie ein paar Zeilen und theilte ihr mit, er würde am Sonnabend, da die Familie ohnehin ja bald zu verreisen gedanke, zum letzten Male erscheinen. Eine Antwort erhielt er nicht; er hatte auch keine erwartet und stellte sich daher an dem genannten Tage um ein Uhr Mittags, wie gewöhnlich ein. Herr Marvin war noch nicht zu Hause, und Fräulein Lizzie unpflichtig; er blieb daher mit Maggie allein.

An eine Konversationsstunde dachten diesmal weder der Lehrer noch seine Schülerin. Die Unterhaltung drehte sich um den Sommer, den Badeort, die Reise; der Ton Beider war ungewöhnlich zurückhaltend, fast frostig. Beide schienen mit allerlei Gedanken beschäftigt, stockten oft, sahen sich an und blickten wieder weg. Endlich trat ein völliges Schweigen, wie auf Verabredung, ein.

„Fräulein Maggie,“ sagte er, „die Unterhaltung will nicht mehr in Fluß kommen, es liegt wie eine Wolke auf mir, nun, da ich gehen muß. Es bleibe mir jetzt nur noch das Eine übrig, meinen Hut zu nehmen und mich zu empfehlen; aber das ist doch noch nicht Alles; ich muß noch etwas sagen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete sie ruhig, „Sie müssen noch Eines sagen.“ Und dann flüsterte sie leise: „Daß Sie mich lieben!“

Er nickte einfach. Sie war abwechselnd roth und blaß geworden und sah starr in die Luft hinein. Dann fuhr sie wie mechanisch fort: „Ich glaube, ich liebe Sie auch.“ Waldemar zitterte, als schüttelte ihn eine starke Hand. Er wollte aufspringen, aber sie streckte abwehrend die Hand aus und bemerkte: „Bitte, bleiben Sie einen Augenblick sitzen. Ich habe auch noch etwas zu sagen.“

Wieder eine kleine Pause. Beide rangen nach Athem.

„Ich habe diesen Augenblick kommen sehen,“ sagte sie tonlos, „langsam, aber sicher, wie etwas Unabwendbares. Ich achte und schätze Sie, ja, ich sagte vorhin, ich liebe Sie. Das ist eine Thatfache, und mein Herz lügt nicht. Aber ich werde entzagen; es geht nicht. Versuchen Sie, mich zu vergessen.“

„Maggie!“ schrie er auf.

„Ja,“ fuhr sie fort, „vergessen — das ist das richtige Wort. Es war ein Irrthum, ein Traum, und es ist Zeit, daß wir erwachen. Sie passen nicht für unsere Verhältnisse, für unsere Familie; auch in unseren Ansichten und Gewohnheiten trennt uns Manches. Was würde mein Vater, der liebe alle Mann, dazu sagen, was Lizzie und die Tante Hilton, was würden alle unsere anderen Verwandten denken? Nach Ihrem geliebten Deutschland kann ich nicht auf immer gehen, dort passe ich nicht für Ihre Kreise, für Ihre Familie, und hier stehen Sie auf fremdem Boden. Immer würden Sie sich heimlich sehnen nach der Stätte Ihrer Kindheit, es würde etwas zwischen uns stehen unser Leben lang, etwas Disharmonisches, das ich nicht ertragen könnte.“

Waldemar war sehr blaß geworden; nach

einer Pause entgegnete er: „Sie fühlen amerikanisch, Maggie, ich denke deutsch. In meiner alten Heimath gilt immer noch das Wort, daß das Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen soll, den es liebt. Ist es die wahre, die echte Liebe, so gibt es auch später keine dauernde Entzweiung. Maggie, ich liebe Sie aus vollem Herzen, und vor dem Gefühl, das allmächtig, berauschend und beseligend, mich erfüllt, schwinden alle Bedenklichkeiten, alle Zweifel; ich weiß, daß meine Liebe groß genug sein wird, die kleinen Rauheiten auszufüllen, die auf unserer gemeinsamen Lebensbahn sein mögen, daß sie uns das Verleihen kann, was alle Menschen suchen: das Glück. Ich bin arm, Sie sind reich, ich bin Deutscher, Sie sind Amerikanerin; aber das sind in meinen Augen nur geringe Hindernisse, kleine Verschiedenheiten dem Bewußtsein gegenüber, daß sich unsere Herzen gefunden haben. Vermögen Sie es nicht, ebenso zu denken?“

„Nein, es geht nicht,“ erwiderte sie fest, „es geht trotz alledem nicht. Das Leben ist kein Traum, es ist Wirklichkeit. Wissen Sie, wie mein Vater, wie Lizzie und die Hiltons, kurz, wie alle meine Verwandten Sie ansehen? Wie Jemand, der mit seinem Gedankenkreis für uns fremd ist. Sollte ich mit Ihnen in unserer Gesellschaft weiter leben? Ich könnte es nicht ertragen, wenn Sie mit mir verbunden wären, daß alle die, mit denen mich Bande des Blutes vereinigen, daß Alle meinen Gatten belächelten. Sollen wir uns in irgend eine Einsamkeit zurückziehen und wie Paul und Virginie leben? Auch das könnte ich nicht. Wir sind eben in zu verschiedenen Anschauungen aufgewachsen.“

Sie war aufgestanden und preßte ihr glühendes Gesicht gegen die Fensterscheibe.

„Leben Sie wohl!“ sagte er dumpf und bot ihr die Hand, die sie abgewandt nahm. Langsam wandte er sich der Thüre zu.

Da überkam sie eine Bewegung heißer Leidenschaft, wie eine Hochfluth, die alle Dämme niederreißt. Sie eilte ihm leichtfüßig nach und umschlang ihn; er fühlte zwei brennende Küsse, dann war sie verschwunden.

Wie er aus dem Hause gekommen, wußte er nachher selber nicht mehr; traumbefangen stolperte er die Treppe hinab und war froh, als er sein Zimmer erreicht hatte. Dann warf er sich auf sein Sopha, vergrub das Gesicht in die Kissen und stöhnte laut und schmerzlich wie ein verwundetes Wild, das gern den verstecktesten Winkel einer Waldwildniß aufsucht.

Vier Jahre waren * vergangen.

Am 3. Juli 1872 verließ den Hafen zu Boston ein großes Dampfschiff. Goldener Sonnenschein fluthete über die grüne Bai, und lustig flatterte das Sternbanner an der Gassel. Waldemar Forth stand auf dem Verdeck; ein Sommerausflug hatte ihn nach Boston geführt. Ein paar Tage hatte er die Berglandschaften Neuenglands durchstreift und sich dann auf dem gerade fälligen Dampfer eingeschifft, um einen Sommerbesuch im alten Vaterland abzustatten. Die Akklimatisationszeit, die jeder Neueingewanderte durchzumachen hat, war auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Etwas schmalwangiger war er geworden, und etwas mehr vom Ernst des Lebens schien sich über seine Züge gebreitet zu haben.

Plötzlich erscholl dicht hinter ihm eine Stimme, die ihm bekannt erschien: „Komm her, Maggie, wir wollen uns hier niederlassen. Im Salon ist es so lärmend. Fred besorgt die Sachen; mir ist schon ganz schwindlig geworden, ich muß frische Luft haben, sonst überfällt mich die Seekrankheit noch im Hafen.“ Er hörte Frauenkleider rauschen; als er aufblickte, standen zwei Damen, in tiefes Schwarz gekleidet,

dicht neben ihm. Es waren die Schwestern Marvin.

Er war aufgestanden und machte seine Verbeugung; es war das erste Mal in den vier Jahren, daß er seine früheren Schülerinnen wieder traf. Zuerst war es ihm zu Sinne gewesen, als müsse er ausweichen, aber auf dem Schiff war das kaum möglich. Und was hatte er sich vorzuwerfen?

„Herr Forth!“ sagte Maggie, und ein feines Roth zog über ihr Gesicht, als sie die Hand des jungen Mannes ergriff, „wie unerwartet kommen wir hier zusammen!“

„Sie sind in Trauer?“ frug Waldemar und ließ seine Blicke über die beiden Schwestern gleiten. Wie schön war Maggie! Sie war reifer und voller geworden, die feine, etwas blasse Farbe ihres Gesichtes stach vortheilhaft von der dunklen Kleidung ab.

Maggie nickte. „In unserer Familie,“ sagte sie, „haben sich große Veränderungen ereignet; unser guter, lieber Vater ist vor nunmehr sieben Monaten dahingegangen, ein plötzlicher Herzkrampf hat ihm sein Ende bereitet. Kurz vorher hatte sich Lizzie mit dem Vetter Fred Hilton verheirathet.“

„Da kommt Fred!“ rief Lizzie lebhaft und sprang einem modisch gekleideten, noch sehr jungen Manne entgegen, der nach kurzer Vorstellung seine Frau und die Schwägerin mit in den Salon nahm.

Das Schiff war nur mäßig besetzt, es hatte etwas über zweihundert Passagiere. Der Kapitän war ein ergrauter alter Seemann, ein richtiger Neuengländer von der Küste, an der treffliche Schiffer ihre Heimath haben. Der wortkarge Mann sprach wenig und selten mit den Passagieren; Waldemar hatte aber einen unter den Offizieren, einen Deutsch-Amerikaner, gefunden, mit dem er sich hier und da auf Deutsch unterhielt.

Es war für ihn eine harte Prüfung, daß er auf dem Schiff mit Maggie Marvin zusammentraf. Es thut nicht gut, eine begrabene Liebe wieder auferstehen zu lassen; wenn man den Sargdeckel losgeschraubt hat, schlägt oft kein Moberbust der Verwesung, sondern die alte heiße Flamme hervor, die so lange nur eingepreßt worden war und noch nicht erstickt ward. Als er eines Morgens nach schlaflosen Nächten ihre Stimme vernahm und wieder in ihre klugen, klaren Augen blicken durfte, überkam es ihn wie ein Taumel, die todtgegläubte Sehnsucht wuchs wieder mächtig in ihm empor.

„Sie gehen nach Deutschland, Mr. Forth?“ frug Maggie.

„Ja,“ sagte Waldemar, „es lebt dort in einer kleinen Stadt noch meine Mutter. Es sind über fünf Jahre verflossen, seit ich sie nicht gesehen habe.“

„Sie gedenken aber nicht auf immer in Ihrem alten Heimatlande zu bleiben?“

„Und wenn ich es thäte, so würde sich Niemand darum naß weinen in Amerika.“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach ihn Maggie, „vielleicht doch! Wer kann das wissen?“

„Sie sind graufam, Fräulein Maggie, Sie reißen die alte Wunde wieder auf. Doch gestatten Sie, daß ich ein anderes Thema vorschlage. Sie wollen die sogenannte europäische Tour machen, Paris, Florenz, Venedig natürlich, vielleicht auch die Schweiz, ein Stück Alpen und den Rhein sehen, von Allem ein bißchen, und dann aus dem Lande der unpraktischen Träumerei dorthin zurückkehren, wo der Dollar lacht.“

„Sie spotten, Waldemar, das konnten Sie früher doch nicht!“

„Vielleicht habe ich es einem gewissen Fräulein Marvin zu danken, daß ich es gelernt habe.“

„Soll ich es Ihnen wieder abgewöhnen?“

sagte sie mit einem schelmischen, glücklichen Gesicht und sah ihm tief und voll in's Auge. „Doch still, da kommt mein theurer Schwager, wir sehen uns heute Abend wieder, kommen Sie nach Dunkelwerden einen Augenblick nach vorn in's Reich des Zwischen decks.“

Sie hatte die letzten Worte gestüßert und dann war sie von seiner Seite verschwunden. Waldemar wandelte den Tag über wie ein Träumender umher. Daß Maggie eine Kofette war, die ihr Spiel mit ihm trieb, das glaubte er nicht; doch der Wechsel war so jäh gekommen, daß er sich nicht fassen konnte.

Ein eiskalter Wind fuhr heulend über den dunklen Ocean, er piff in der Takelage und fauste um den Schornstein, hinter den sich manche Passagiere fröstelnd gesüchtet hatten. Die Kajütenpassagiere saßen in den Salons, nur wenige Personen befanden sich vorn auf dem Verdeck. Waldemar hatte seinen Bekannten, den deutsch-amerikanischen Offizier, getroffen und mit ihm einige Worte gewechselt.

„Es scheint mir fast, als ginge die Fahrt langsamer vorwärts,“ sagte er.

„Sie haben Recht, aber Sie brauchen es nicht gerade weiter zu erzählen. Wir fahren kaum mit halber Kraft, die Nacht ist stockfinster, und die schneidende Kälte unter diesem Breitengrad im Juli kann nur aus einer Ursache herkommen.“

„Eisberge? Vielleicht in nächster Nähe?“

„Es ist ungemein wahrscheinlich, ja es kann eigentlich gar nicht anders sein. Ich wollte, diese Nacht wäre erst vorüber!“

Damit schieden sie. Waldemar eilte nach vorn und barg sich, um Schutz vor dem kalten Winde und dem eisigen Sprühregen zu finden, unter eines der Rettungsboote. Zu einem Stellbischein war die Gelegenheit günstig; was fragt ein Liebender nach der untwischen Laune der Witterung?

Eine geraume Zeit schon hatte er gewartet, da vernahm er einen raschen Schritt, das Raschen und Rascheln eines Gewandes, und Maggie, von einer Kapuze und einem Regemantel dicht umhüllt, stand vor ihm.

„Ich thue vielleicht etwas,“ sagte sie, „was die Gesellschaft einen unpassenden Schritt nennen würde, aber mein eigenes Herz sagt mir am besten, was schicklich oder unschicklich ist, und ich habe bis jetzt noch keine Veranlassung gehabt, seiner Stimme nicht zu trauen. Es sind mehr denn vier Jahre vergangen, seit wir uns in unseres Vaters Hause sahen und sprachen, und die haben in mir einen Wechsel der Anschauungen hervorgerufen. Ich habe während der Zeit so viel leere Köpfe und hohle Seelen, so viel Heucheltram, Falschheit, Zweideutigkeit, so viel öde Herzen kennen gelernt, daß mir bisweilen die Thränen ausgebrochen sind, und daß mein Blut zornig emporgewallt ist. Man warb um mich von allen Seiten, aber Niemand traf den rechten Ton und lößte mir eine dauernde Neigung ein. Ich habe meine Liebe auf eine Probe gestellt, und immerkehrten meine Gedanken nur zu Einem zurück; ich habe Alles versucht und dagegen gekämpft, und nun glaube ich, daß das Gold, mit dem sie mir entgegenleuchtet, echt ist.“

Weiter kam sie nicht. Waldemar hatte sie umfangen.

„Maggie, Einziggeliebte!“ flüsterte er und bedeckte ihr Antlitz mit heißen Küßen. „O, nun ist Alles wieder gut, all die Qual der vergangenen Jahre, das tiefe Herzeleid ist vergessen!“

„Sieh,“ sagte sie, „ich hatte mir vorgenommen, nach Beendigung der Reise Dich aufzusuchen, doch es ist besser so. Laß uns unser Geheimniß hüten, bis wir im Hafen sind. Dann will ich dem Schwager und Lizzie Alles beichten; ich bin mündig, und Niemand soll

mir dreinreden. Und nun genug für heute, das Wetter ist abscheulich.“

Das Brausen des Sturmes war immer heftiger geworden, unter zerrissenen Wolken leuchtete jetzt das Auge des Mondes hervor und warf einen scheuen Blick auf die finsternen Wogen und das schwankende Schiff, auf dem zwei Menschenherzen sich eben gefunden hatten für's Leben.

„Es ist schneidend kalt,“ sagte Waldemar, „ja, es scheint fast —“

Er beendete den Satz nicht. Ein starkes Krachen von unten her erscholl. Es war, als ob das Schiff auf ein Riff aufgefahren wäre und nun mit dem Kiel festsetze. Die Maschine hörte auf zu arbeiten, das Schiff lag regungslos in völlig ruhigem Gewässer.

Waldemar und Maggie waren unwillkürlich nach vorn, in die Nähe des Bugspriets geeilt, um Umschau zu halten. Mit einem Ruf des Entsetzens wichen sie zurück, denn wenige hundert Fuß vor ihnen, um sie herum und zu beiden Seiten des Fahrzeuges erhoben sich kolossale weiße und bläulich-weiße Eisberge, die der wechselnde Mondschein mit seltsamem, zauberhaftem Licht unspielte. Ruhig wie vor Anker lag der große Dampfer, von unsichtbarer Hand, wie es schien, an die riesenhaften Gäste aus dem Norden gekettet. —

In der Nacht gab es wenig Schlaf auf dem großen Schiffe; händeringend und jammernend rannten die Einen in wilder Hast hin und her und richteten tausend unverständliche Fragen an die Mannschaft, die Anderen starrten sprachlos, stumm und schauernd auf dieackigen Gipfel von Eis, die sie rings umgaben. Noch Andere packten in fliegende Eile ihre Koffer, als ob es da ein plötzliches Entrinnen gäbe. Der graubärtige alte Kapitän mußte endlich der Unordnung, die einzureißen drohte, durch scharfe Verordnungen ein Ende machen. Er wich nicht von seinem Posten auf der Kommandobrücke, keine Nahrung kam über seine Lippen, kaum ein Wort aus seinem Munde, er theilte durch Winken der Hand seine Befehle.

Die Ruhe imponirte Vielen und beschwichtigte manche erregte Gemüther. Nur Waldemar ließ sich nicht in Sicherheit wiegen, er hatte eine längere Unterredung mit dem deutschen Offizier gehabt, der zu ihm sagte: „Der Kiel des Schiffes, soweit wir ihn haben untersuchen können, ist unverlezt, ebenso das Fahrzeug. Aber das hilft uns nicht über die Thatsache weg, daß wir fest liegen. Die Maschine kann wohl arbeiten, aber die Schrauben sind unwirksam geworden, wir bewegen uns nicht, und wollten wir es mit Gewalt versuchen, so würden wir wahrscheinlich die Flügel der Schraube sofort abbrechen, und dann wären wir erst recht hilflos. Wir liegen auf einer Eisfläche, die nach beiden Seiten und nach vorn zu in Berge ausläuft, und treiben mit der Strömung langsam nach Süden.“

„Was meinen Sie, daß nun geschehen wird?“

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Wir haben schon Kriegsrath gehalten. Sobald es angeht, werden wir die Boote bemannt und das Schiff verlassen. Denn es ist große Gefahr vorhanden, daß das Eisfeld, auf dem wir festsetzen, sich spaltet und einbricht. Dann sind wir verloren, denn die Eisberge würden sich auf uns senken und uns zermalmen.“

Die Morgensohne ging friedlich und freundlich am heiteren blauen Himmel auf. In wunderbaren Farben schimmerten und glühten die todbringenden ungefügen Eiswanderer, die ihre Beute fest umklammert hielten und bald mit domartigen, bald mit säulenförmigen oder nadelähnlichen Zacken und Spizen in die reine Morgenluft emporrugten. Vom reinsten Weiß

bis zum hellen Blau, zu Gelb und Grau waren alle Farbenschattirungen in dem Gefüge der Giganten vertreten, die unter dem heißen Strahl der Sonne bleibend glänzten, so daß das Auge den Anblick kaum ertragen konnte.

Die gemeinsame Gefahr hatte alle Fesseln der Etikette gesprengt. In der kleinen Kajüte des jungen Ehepaares saßen Lizzie und ihr Gemahl thränenlos, bleich und ohne Worte. Waldemar hielt Maggie fest an sich gedrückt; die Neuigkeit, wie sich Beide gefunden und verlobt, erregte wenig Aufmerksamkeit bei der tiefsten Lage der Dinge. Sie verließen Beide bald die Kabine und gingen auf das Deck in die Nähe des Steuerrades, hinter das Häuschen, welches die Ruder schützt.

„Hier sind wir ungestört. O Maggie! Ich habe Dir so viel zu sagen — wirst Du es ertragen können?“

Sie blickte ihn fest mit ihren klaren Augen an. „Seit ich Eins mit Dir bin, Waldemar, Alles. Wir schweben in großer Gefahr, ich weiß es, ich lese es auf Deinem Gesicht!“

Waldemar nickte und zeigte still auf die Eisberge.

„Wenn wir untergehen, Waldemar,“ fuhr Maggie fort, „wenn das Verderben über uns hereinbricht, versprich mir Eins, verlaß mich nicht. Fest umschlungen wollen wir dem Tode in's Antlitz blicken. In der letzten Nacht habe ich weder an das Schiff, noch an das Meer und die Gefahr gedacht, ein süßer Traum war bei mir eingekehrt mit lieblichen Bildern. Ich sah uns Beide in einer freundlichen Wohnung, die in einem großen Garten lag, und da grünte und duftete es so herrlich! Blühende Bäume, singende Vögel und murmelnde Quellen rings, und der goldene Sonnenschein darüber, und ein unsagbares Glück im Herzen! Und als ich erwachte, war es ganz anders — Angst auf allen Mienen und das wild rauschende Meer und die Gispfyrniden um uns — o, es ist doch gar zu schrecklich!“

Sie barg sich weinend an seiner Brust.

„Sei stark, Maggie,“ sagte er, „noch ist nicht alle Hoffnung geschwunden; die Boote sind wohlgebaut und werden mit geschickten Seelenten bemannt, und wir befinden uns auf der großen Heerstraße, die von Europa nach Amerika führt. Es wäre sehr unwahrscheinlich, anzunehmen, daß kein Schiff unserer gewahr werden sollte. Vielleicht ist die Gefahr aber auch gar nicht so groß, vielleicht können wir uns friedlich von den Eiscolossen trennen, der Kapitän hat selbst gesagt, das Alles sei unberechenbar, es hinge vom Zufall und von der Dicke des Eises ab. Nein, richte Dich auf, Geliebte. Und mag man uns verderben, scheiden kann man uns nicht mehr, denn der Tod trennt nicht.“

Er umarmte sie und küßte sie zärtlich. Die Gglocke riß sie aus ihrem Traum. Kaum war das Mahl beendet, das die Meisten in Hast, Viele gar nicht einnahmen, als die Dampfpeife ertönte. „Alles an Deck,“ erscholl das Kommando.

„Meine Freunde, Männer und Frauen!“ sagte der Kapitän, als Alle versammelt standen, „rüstet euch zum Abschied! Jetzt müssen wir es wagen! Jeder verschle sich mit einem warmen Anzug und einer Decke, nicht mehr. Kein Gepäck irgend welcher Art kann gestattet werden. Fügen Sie sich den Anordnungen der Offiziere, die das Kommando führen.“

Er schwieg plötzlich, denn ein sonderbar dumpfer Ton, dem ein heller Knall folgte, ein betäubendes Krachen drang unheimlich aus der Tiefe. Das Schiff begann zu schwanken — und im selben Momente ertönte die Stimme des Kapitäns, der die Maschine rückwärts in Bewegung zu setzen befohl. Es war ein Augenblick der höchsten Spannung: erst langsam,

dann immer rascher glitt das große Fahrzeug von dem gefährlichen Eisboden hinab in das offene Meer. Die Schrauben waren in Wirksamkeit getreten und hatten Raum zur Entfaltung ihrer Kraft gefunden.

„Gerettet! Gerettet!“ scholl es aus Aller Munde, lachend, weinend und schluchzend lagen sich Viele in den Armen.

Wenige Minuten darauf erscholl auf's Neue ein fürchterliches Krachen, die Katastrophe war erfolgt, die Eisriesen hatten ihr Gleichgewicht verloren und waren aufeinander gestürzt, in jähem Zusammenprall sich selber zermalmend. Hoch auf wallten und hoben sich die Wogen, doch das Schiff mit seiner Menschenfracht war dem Verderben entronnen. Mit voller Kraft eilte es gen Osten, der europäischen Küste zu.

Als es Abend geworden war, schimmerte der Mond friedlich und freundlich über den Ocean hin; ein Fiedler und ein Flötenbläser übten ihre Künste und erheiterten die fröhlich tanzenden Zwischendecker, während im Kajüten-salon eine Dame am Piano saß und das Lied von der süßen Heimath sang, Alles war Lust und Freude.

Waldeemar und Maggie standen auf dem Verdeck, Hand in Hand. Getrennt und gefunden!

Nichts hat sie mehr geschieden. — Als ich ein paar Jahre darauf an ihrem Herdfeuer, in ihrem Heim saß, haben sie mir die Geschichte ihrer Trennung und ihres Wiederfindens selber erzählt. Glücklichere Eheleute habe ich selten gesehen.

Männigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Barrenweisheit. — Der Herzog Otto von Kärnten, welcher im 15. Jahrhundert lebte und von seinen Zeitgenossen der „Seitere“ genannt wurde, ließ sich durch eine große Menge von Günstlingen und Rathgebern in allen seinen Unternehmungen beeinflussen. Der Eine rieth so, der Andere wieder das Gegentheil, so daß der Herzog die verkehrtesten Befehle und Anordnungen erließ. Als er sich einst auf der Jagd befand und sich zur Rast auf einem Hügel niedergelassen hatte, sah er seinen Hofnarren, Wigand mit Namen, mit einem Korbe herbeikommen. Der Narr schüttete seinen Korb vor den Augen des Herzogs aus und — eine Menge Todtenschädel rollte den Abhang hinab, der eine hier, der andere dort hin. „Was sollen diese Poffen?“ rief Herzog Otto. — Der Narr antwortete: „Viele Köpfe, viele Sinne.“

Humoristisches.



Schwierige Frage.

Lehrer: Alle Hauptwörter mit dem Artikel „Das“ sind sächlichen Geschlechtes. Was für ein Geschlecht hat also das Kind? Sag' es mir, Seyperl!
 Seyperl: Ja, da muß mir der Herr Lehrer z'erst sagen, ob's Kind a Madel oder a Bua is.



Die praktische Mutter.

Aber Mama, wie soll ich denn einen Mann heirathen mögen, der so gebrochen Deutsch spricht?
 — Thörichtes Kind! „Ja“ fagen kann er und mehr braucht ein vernünftiger Mann nicht!

Jeder strebt nach einer anderen Richtung. Thun die Schädel das noch nach dem Tode, wie viel mehr werden sie es im Leben thun.“ Der Herzog wurde nachdenklich und zeigte von der Zeit an größere Selbstständigkeit in seinem Handeln. [S. W.]

Treffende Antwort. — In ziemlich unwirlicher Stimmung ward Kaiser Leopold II. einst von einem alten Soldaten angerebet, der den Monarchen auf Grund seiner Empfehlungen um Aufbesserung seiner Löhnung bat. — „Geht nicht,“ sagte der Kaiser kurz, „der Kammerbeutel hat ein Loch.“

„Mein Kopf hat fünf Löcher, Majestät,“ erwiderte der greise Krieger schlagfertig, „und gibt noch immer her für den Dienst meines Kaisers.“

„Das ändert die Sache,“ sagte Leopold freundlich, „die Löcher müssen freilich verstopft werden.“ — Und die Zulage, die er gewährte, übertraf noch die Wünsche des Bittstellers. [S. b.]

Den merkwürdigsten Bratenspieß der Welt besaß jedenfalls der Graf v. Castel Maria, der im ersten Viertel unseres Jahrhunderts lebte (gest. 1823) und einer der reichsten Grundbesitzer in Treviso in Italien war. Dieser Spieß konnte 130 Braten auf einmal besorgen und spielte außerdem noch 25 Musikstückchen, nach denen sich der Koch zu richten hatte. Eine Schöpfenteule à l'Anglaise z. B. war gut beim zwölften Stückchen, ein Kapau à la Flamande bei dem achtzehnten u. s. f. Schwerlich ist jemals die Liebe zur Musik und zu einem guten Braten so glücklich vereinigt worden. [E. R.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 4:
 Das Gold ist ein guter Diener und ein schlechter Herr.

Räthsel.

Der Mond war es in lauer Sommernacht,
 Als ich vor Liebchens Thür jüngst mußte warten;
 Die Blumen waren es in voller Pracht,
 Die sie im Lenz selbst gefäß im Garten;
 Die Thüre war es — sie hatte leis gellungen —
 Und sie er schien, des Gartens schönste Bier,
 Und Seligkeit war es im Herzen mir,
 Als ich von Liebchens Armen ward umschlungen.
 [F. Müller-Saalfeld.]

Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösungen aus Nr. 4:
 des Schieb-Räthfels: Morgenfund hat Gold im Mund.

- MAJORAN
- GLUCESTER
- AUERSPERGER
- AGITATOR
- STEINLALZ
- ABENDLAND
- MISSISSIPPI
- ATHEISMUS
- MUTTERMAL
- STANISLAUS
- ADJUTANT
- SCHLAGADER

der Charade: Hofharrt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
 Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
 Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
 von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher
 Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.